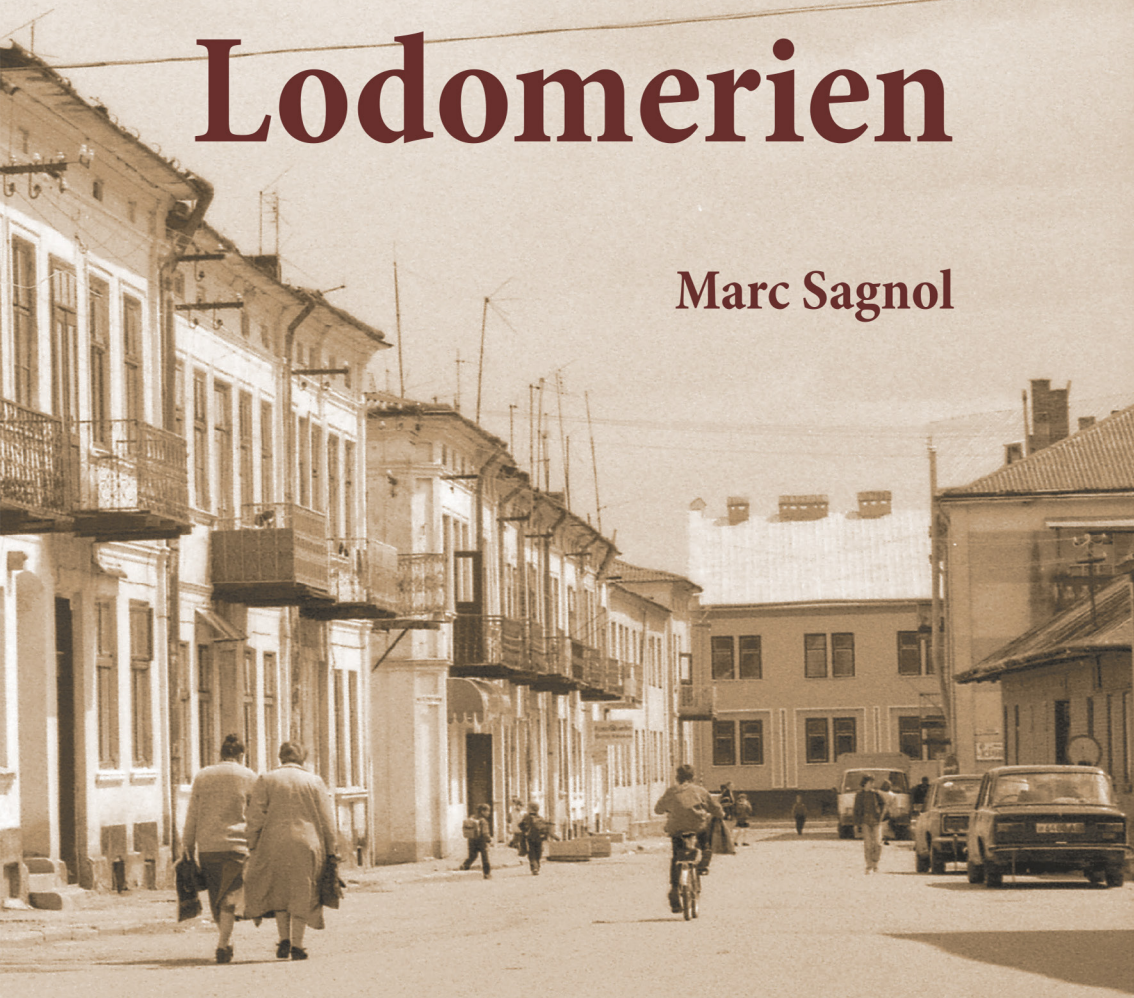


Galizien und Lodomereien

Marc Sagnol



καδμος

Marc Sagnol durchstreift die ehemaligen »Kronländer« Galizien und Lodomerien, die heute vor allem auf dem Gebiet der westlichen Ukraine liegen. Die persönliche wie historische Spurensuche führt ihn zur verschollenen österreichischen, polnischen und jüdischen Kultur des ehemaligen Vielvölkerlandes und den zahlreichen Schriftstellern, die dort gelebt und geschrieben haben. Orte werden sichtbar – Grodek, Lemberg, Bels, Drohobycz, Brody, Stryj, Bolechow, Czortkow –, die im gegenwärtigen Gedächtnis meist nicht mehr präsent sind, und Texte vielfältiger Autoren erkundet – von Sacher-Masoch und Karl Emil Franzos über Georg Trakl, Joseph Roth, Bruno Schulz, Samuel Agnon, Soma Morgenstern, Stanislaw Lem bis zu weniger bekannten Namen wie Jiri Langer, Debora Vogel, Artur Sandauer, Julian Strykowski und Andrzej Kusniewicz. Die Figuren und Geschichten ihrer Werke werden aus dem Vergessen geholt und erscheinen in ihrer ganzen Plastizität und Lebendigkeit vor unseren Augen. Ein Leitfaden der Suche bleibt die Vernichtung der jüdischen Bevölkerung von Galizien in der Shoah und die damit verbundene unwiderrufliche Zerstörung einer blühenden Kultur. Damit beschäftigt sich auch der zusätzliche Essay »Rückkehr nach Leopoldstadt« – beeindruckt durch die Lektüre des Buches von Philippe Sands – und folgt den Spuren dieser Vernichtung im Ghetto von Lemberg.

MARC SAGNOL
GALIZIEN UND LODOMERIEN

Marc Sagnol

Galizien und Lodomerien
Eine Spurensuche

Aus dem Französischen von Andreas Fliedner

Kulturverlag Kadmos Berlin

Gedruckt mit Unterstützung der Alexander von Humboldt-Stiftung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2021, Kulturverlag Kadmos Berlin. Wolfram Burckhardt
Alle Rechte vorbehalten

Internet: www.kulturverlag-kadmos.de
Umschlaggestaltung: Wolfram Burckhardt
Umschlagabbildung: Marc Sagnol
Gestaltung und Satz: Readymade, Berlin

Druck: MCP

Printed in EU

ISBN 978-3-86599-460-8

Inhalt

1. Galizien und Lodomerien	7
Wachrungen	7
Ostgalizien	15
Grodok	18
Lemberg	25
Żolkiew, Bels	41
Sambor	51
Brzeżany	59
Podhajce	63
Stryj	64
Bolechów	70
Drohobycz, Boryslaw, Truskawiec	73
Buczacz	96
Czortkow	103
Stanislau	107
Horodenka	113
Brody	117
Strussow, Ternopol	127
Kossow, Wyjnitz	133
2. Czernowitz bei Sadagora	147
Bukowina	147
Czernowitz	152
Sadagora	175

3. Rückkehr nach Leopolis.....	185
Das österreichische Lemberg	186
Das polnische Lwów.....	187
Das Lemberger Ghetto.....	197
Das Pogrom vom Juli 1941.....	206
Rückkehr nach Lemberg	214
Das Lager Janowska und der Bahnhof Kleparów	216
Die Zitadelle, das frühere Stalag 328.....	221
Der Wald von Lysinitschi	226
Żolkiew	228
Textnachweise	237

1. Galizien und Lodomerien

Wachrufungen

Erste Erinnerungen an das östliche Galizien, unwiderruflich einem Gedächtnis eingeprägt, das mehr ist als ein individuelles Gedächtnis, eher das Gedächtnis einer Generation, vielleicht sogar jenes potentielle Gedächtnis, von dem Perec spricht.¹ Erinnerungen, nicht an eine graue Vorzeit, nicht einmal an die Kindheit, sondern an den Ausklang der Jugend, die Zeit der ersten Lieben, die immer auch die Frage aufwerfen, wer man ist.

Es war in Cisna in der Nähe von Lesko, im Bieszczady-Gebirge, einem polnischen Ausläufer der Karpaten, auf dessen Höhenkamm sich prachtvolle Almen über mit Fichtenwäldern bestandene Bergflanken erstreckten. Wir waren nur wenige Kilometer von jener Grenze entfernt, die damals noch die sowjetische war, einem Eisernen Vorhang im wahrsten Sinne des Wortes, der Galizien in zwei Teile schnitt. Wir hatten auf unserer Reise bereits zahlreiche Städte besucht, in denen wir staunend die verwischten und verschütteten Spuren einer reichen jüdischen Vergangenheit entdeckten: Lublin mit seiner alten Grodzka-Straße und seinem Schlossplatz, wo nur die Läden der jüdischen Krämer zu fehlen schienen. Rzeszów mit seinen beiden Synagogen, die zu den auffallendsten Bauwerken der Stadt zählten, nur wenige Schritte vom Marktplatz entfernt, und seinem atemberaubenden verlassenen jüdischen Friedhof, auf dem Kinder spielten. Ein Mädchen, offenbar eine Waise, war dort auf meine Begleiterin zugetreten und hatte sie mit dem Wort »Mama« mit den Armen umfassen, womit es unwissentlich eine Szene wiederholt haben mag, die sich fünfunddreißig Jahre zuvor an demselben Ort abgespielt

1 »Fern von uns in Raum und Zeit gehört dieser Ort für uns zu einem potentiellen Gedächtnis, zu einer möglichen Autobiographie«, Georges Perec und Robert Bober, *Récits d'Ellis Island. Histoires d'errance et d'espoir*, Paris: Éditions du Sorbier 1980, S. 41 (dt.: *Ellis Island*, aus dem Französischen von Eugen Helmlé, Berlin: Wagenbach 1997, S. 43).

haben könnte. Łańcut mit seiner prächtigen barocken Synagoge, deren ocker-gelbes Gebäude gleich neben dem Schloss der Potockis liegt; Jarosław, mit dem alten Marktplatz, dem barocken Rathaus und seiner zweckentfremdeten Synagoge, die später als Musikschule genutzt wurde; Sanok, Lesko, das ebenfalls eine schöne, wehrhafte Synagoge mit charakteristischen Schweifgiebeln und einem kleinen Bergfried hat – damals hatte dort die Touristeninformation des Polnischen Wander- und Tourismusvereins PTTK ihren Sitz.

Sogar in dem kleinen Dorf Cisna hatte es vor dem Krieg eine Synagoge, eine katholische und eine orthodoxe Kirche gegeben. Unsere Wirtin, Pani Niemczyk, erinnerte sich noch daran, wie sie vor dem Krieg jeden Samstag bei ihren jüdischen Nachbarn die Kühe gemolken hatte, womit sie – ohne dass der Begriff ihr geläufig gewesen wäre – die Rolle ihres *Schabbesgoi* eingenommen hatte. Die Beziehungen zwischen den drei Gemeinschaften des Dorfes waren, so berichtete sie, immer sehr gut gewesen, Schwierigkeiten habe es nie gegeben. Ich war fasziniert, einem lebenden Menschen gegenüberzustehen, einem Menschen, der gar nicht einmal so alt war – sie war vielleicht knapp fünfzig –, der aus nächster Nähe, als Nachbar, eine verschwundene Welt erlebt hatte, die für mich nur noch in der Literatur existierte. Eines Tages, so berichtete sie, 1941 oder 42, kamen die Deutschen, trieben alle jüdischen Nachbarn, ein Drittel der Einwohner des Dorfes, zusammen und brachten sie fort, an einen unbekannten Ort, von wo sie niemals zurückkehrten. Dieser Ort, den damals niemand kannte, ist den Historikern des Holocaust heute nur allzu vertraut: es war das Vernichtungslager Belzec.

Wir hatten beschlossen, auf unserer Rückreise die Grenzstadt Przemyśl zu besuchen, eine ehemalige österreichische Festungsstadt, und nicht mit dem Bus, sondern dem Zug dorthin zu fahren. Wir waren allerdings ziemlich überrascht, als wir bei unserer Ankunft in Ustrzyki Dolne erfuhren, dass die Eisenbahnlinie nach Przemyśl, die noch unter österreichischer Herrschaft gebaut worden war, etwa fünfzig Kilometer lang über sowjetisches Gebiet verlief. Wir erkundigten uns, ob wir ein Visum benötigten, und wurden informiert, dass keins erforderlich sei, da der Zug verplombt werde: die Türen würden hermetisch verriegelt, niemand könne ein- oder aussteigen und wir würden durch einen Korridor fahren. Und tatsächlich passierten wir kurz hinter dem polnischen Bahnhof Krościenko eine doppelte Reihe von Stacheldrahtverhauen und Panzersperren, woraufhin der Zug an dem kleinen Bahnhof Smolnicja hielt, wo sowjetische Soldaten zustiegen. Sie überprüften, ob alle Fenster verschlossen waren, ohne jedoch die Ausweise der Reisenden zu kontrollieren. Dann postierten sie sich mit geschultertem Gewehr auf den Trittbrettern der Waggons, um sicherzustellen, dass niemand



Lesko, ehemalige Synagoge (17. Jh.), © M.S. 2000



Krakau, Kazimierz, jüdischer Hof, © M.S. 2003

ab- oder aufsprang oder irgendetwas aus den Fenstern geworfen wurde. Der Zug fuhr die gesamte Strecke entsprechend langsam, um die Soldaten nicht zu gefährden. Auf dem Streckenabschnitt war die Spurbreite der Schienen dieselbe wie in Polen, man musste also nicht Stunden an der Grenze warten, wie es bei den internationalen Zugverbindungen notwendig war.

Auf dieser Fahrt sah ich zum ersten Mal Dörfer, deren Namen in kyrillischen Buchstaben geschrieben waren: Zunächst Smolnicja, Stariava, Chyrów, dann wechselte der Zug die Richtung und fuhr nach Nordwesten, über Dobromil und Nyżankovici bis nach Przemyśl. Ohne es genau zu wissen, ahnte ich doch, dass die Orte, an denen wir vorbeifuhren, insbesondere Chyrów und Dobromil, alte *Shtetl* waren – kleine verfallene Marktflecken, in denen sich mehr schlecht als recht einige glanzvolle Spuren polnischer und jüdischer Geschichte erhalten hatten. Besonders der Anblick von Chyrów ist mir in Erinnerung geblieben. Der Zug hielt dort einige Augenblicke an, was es uns erlaubte, aus dem Waggonfenster einen Blick nach links auf das Bahnhofsgebäude zu erhaschen, während auf der rechten Seite auf einer Anhöhe eine Klosteranlage von enormen Ausmaßen zu sehen war, die den gesamten Ausblick versperrte, die wir jedoch nicht fotografieren durften. In späteren Jahren hatte ich Gelegenheit, Chyrów – jetzt Chyriw – zu besuchen und ein wenig mehr über dieses Städtchen der polnischen Grenzregion zu erfahren, das von einer schönen katholischen Kirche im Stadtzentrum am Marktplatz geprägt ist, die mittlerweile restauriert wird. Die zweite Sehenswürdigkeit, die wir damals vom Bahnhof aus erblickten, war das in der Vorstadt Bąkowiec gelegene ehemalige Jesuitenkolleg, *konwikt jezuicki*, mit einer Kirche, einem Internat und einer großen Bibliothek. Während der deutschen Besatzung wurden die von den Nazis in den Städten und Kirchen der Region geraubten Schätze in diesem *konwikt* zusammengetragen. Auf Befehl des SS-Offiziers Felix Landau musste Bruno Schulz die Bücher und Kunstwerke inventarisieren, die in Drohobycz, aber auch in Chyrów, von den Deutschen entwendet worden waren.

Wenn man heute nach Chyriw kommt und sich die Gleise an den drei Bahnsteigen ansieht, dann stellt man fest, dass das Gleis am dritten Bahnsteig, dem, der am weitesten vom Bahnhofsgebäude entfernt ist und von dem aus man den besten Blick auf das *konwikt* hat, aus zwei Paar Schienen besteht, einem äußeren, in der breiten Spurweite der russischen und ukrainischen Eisenbahn, und einem inneren Paar mit der schmaleren Spurweite der polnischen und europäischen Züge. Zweifellos war es dieses Gleis, über das damals der Zug von Ustrzyki Dolne nach Przemyśl fuhr. Am Fahrkartenschalter erkundigte ich mich nach jenem Zug, der früher durch den Korridor fuhr, und erfahre, dass es die Verbindung in der damaligen Form nicht mehr gibt. Es

verkehren Züge zwischen Ustrzyki Dolne und Przemyśl, die hier halten, aber die Passagiere durchlaufen die regulären Pass- und Zollkontrollen. Auf dem Marktplatz verkaufen einige Frauen Tomaten, Äpfel, Pfirsiche und anderes Obst und Gemüse. Eine von ihnen kann sich noch gut an die polnischen Züge erinnern, die ohne Halt durchfuhren, diese Geisterzüge, die ein Hauch des Verbotenen, des Westens und des Kapitalismus umgab, obwohl Polen damals ein sozialistisches »Bruderland« war. Die Soldaten, die die Züge eskortierten, waren stolz, ihr Land gegen feindliche Eindringlinge und schädliche Einflüsse zu schützen. Bruno Schulz hätte eine solche Zugfahrt durch das Grenzgebiet beider Länder sicherlich genossen, wo bis heute polnische und ukrainische Kultur ineinander übergehen und zu seinen Lebzeiten die jüdische Kultur beiderseits der Grenze noch einen prägenden Einfluss hatte. Die Marktfrau berichtet, dass früher alle Häuser rund um den Marktplatz jüdisch gewesen sind: »vse bulo żydovske« sagt sie auf Ukrainisch, ohne dass sich heraushören lässt, ob sie den Begriff in seinem neutralen Sinne wie im Polnischen oder mit einem abschätzigen Beiklang wie im Russischen verwendet. Sie sagt, dass die Juden eine Synagoge gehabt hätten, dort, wo heute der Kindergarten steht, am Fuß der Anhöhe, direkt unterhalb des jüdischen Friedhofs, der sich über den Hang erstreckt.

Tatsächlich gibt es dort eine kleine Schule oder einen Kindergarten, es fällt jedoch schwer, sich vorzustellen, dass er in einer ehemaligen Synagoge untergebracht ist, so stark wurde das Gebäude baulich verändert. Deutlich erkennbar ist hingegen der angrenzende Park, der sich die Hänge der Anhöhe hinaufzieht, eine große Grünanlage, teils von einer Mauer, teils von Eisengittern umgeben. Auch wenn kein einziger Grabstein mehr zu sehen ist, begreift man rasch, dass es sich um den ehemaligen jüdischen Friedhof handeln muss.

Dobromil ist ebenfalls ein früheres jüdisches *Shtetl*, malerisch in den Bergen gelegen und von dem dort geborenen jiddischen Schriftsteller Saul Miller in einem Buch voll Humor verewigt: »Die kleine jüdische Stadt Dobromil ist ein kleines Shtetl ganz wie die anderen Shtetl von Galizien, aber die Natur ist hier von atemberaubender Schönheit. Gelegen ist das Shtetl in einem Tal, umringt von schönen hohen, grünen Bergen, von Obst- und Blumengärten, mit einer schmackhaften guten frischen Luft. Nur eine Sache hat gefehlt: *Parnosse*« – das heißt, es gab keine Möglichkeit, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen.¹ Das Zentrum des *Shtetls*, so Miller, bildet

¹ Saul Miller, *Dobromil. Life in a Galician Shtetl (1890–1907)*, zweisprachige Ausgabe Jiddisch-Englisch, New York: Loewenthal Press 1980, S. 7; zitiert (im jiddischen Original) in: Martin

der Markt, der sogenannte Ringplatz. In der Mitte des Platzes erhebt sich ein Belfried, dessen Uhr alle Viertelstunde schlägt, sodass man stets weiß, wie spät es ist. »Und dort, in jenem hohen Gebäude, ist auch das »Rathaus« von der städtischen Verwaltung gewesen, das Büro vom Bürgermeister, die Polizeistation, die Arrestzelle [...] und auch die militärische Kommission, die von der österreichischen Regierung geschickt war. Neben dem Rathaus gibt es ein Standbild des polnischen Dichters Mickiewicz.«¹ Dann beschreibt Miller das jüdische Viertel, die Synagoge, das *Cheder*, die Geschäfte der Handwerker.

Seit diesem ersten Abstecher auf sowjetisches Gebiet und nach Ostgalizien waren mir jene schönen und fremdartigen Landschaften nicht mehr aus dem Sinn gegangen: Der erste flüchtige Eindruck von einem *Schtetl* inmitten dieser russischen Welt verband sich mit den phantastischen Bildern des Films *Das Sanatorium zur Todesanzeige* von Wojciech Has, die mir damals frisch vor Augen standen, einem Film, der von dem gleichnamigen Erzählungsband von Bruno Schulz inspiriert worden ist und Schulz' Phantasmen in eine visuelle Choreographie übersetzt.

Auch die Stadt Lwow (polnisch Lwów, deutsch Lemberg), übte damals eine starke Faszination auf mich aus, gerade, weil es für mich unmöglich war, dorthin zu reisen. Zudem war Lwow die Heimatstadt des Vaters und der jüdischen Großeltern meiner Freundin, mit denen ich mich zu jener Zeit stark identifizierte, da ich mich mit den meinen, von denen ich so gut wie nichts wusste, nicht identifizieren konnte. Samuel Hamersztajn, der Vater meiner Freundin, der zu Beginn des Krieges mit seinen Eltern in Lemberg wohnte, hatte sich, wie viele Juden aus dieser Region, der Roten Armee angeschlossen und überlebt, während seine Eltern im Ghetto oder vielleicht im Lager Janowska zugrunde gegangen waren. Ich hatte mir mithilfe dieser Familie eine Ersatzidentität geschaffen, eine geliehene Identität. Doch musste ich noch viele Jahre warten, bis zum Fall der Berliner Mauer und dem Auseinanderbrechen der Sowjetunion, bis ich in die Region zurückkehren und Lwow und die umliegenden Städte und Dörfer selbst erkunden konnte.

Im Februar 1992 passierte ich zum ersten Mal die Gegend um Lwow: Mit einer Gruppe von Studenten aus Dresden war ich auf dem Weg nach Ostrog in Wolhynien, um »humanitäre Hilfe« dorthin zu bringen. Unterwegs hatte ich darauf bestanden, in Krakau haltzumachen, und während die anderen sich den Hauptmarkt mit den Tuchhallen (*Sukiennice*) ansahen, setzte ich

Pollack, *Galizien. Eine Reise durch die verschwundene Welt Ostgaliziens und der Bukowina*, Insel: Frankfurt und Leipzig 2001, S. 27.

1 Ebd.

mich nach Kazimierz ab, in das alte jüdische Viertel, das damals noch gänzlich verfallen war. Ich streifte zwischen den baufälligen Häusern und den aufgegebenen, zu Ruinen gewordenen Synagogen herum und hielt mit meinem Fotoapparat einige triste Eindrücke von diesem leeren, düsteren, fast menschenleeren Viertel fest, in das sich kein einziger Tourist verirrt, durchwanderte im Schnee die geisterhaften Szeroka-, Izaaka- und Jakuba-Straßen, den runden Platz des früheren Judenmarktes, den leeren Hofdurchgang, der die Meisela- mit der Jozefa-Straße verband, ohne mir auch nur im Entferntesten vorstellen zu können, dass einige Jahre später, nach den Dreharbeiten zu *Schindlers Liste*, das Viertel restauriert und von Touristen aus aller Welt überschwemmt werden würde.

Von Krakau fuhren wir weiter durch den polnischen Teil Galiziens, über Tarnów, Rzeszów, Jarosław, dann überquerten wir in Przemyśl die Grenze und durchquerten Lwow, das hinter den Scheiben unseres Wagens an uns vorbeizog, während wir nur verstohlen ein paar Bilder machen konnten: vom Hauptbahnhof mit Gruppen von Soldaten, die noch sowjetische Uniformen trugen, von der Sankt-Georgs-Kathedrale, der Grodecka-Straße mit ihren klapprigen Straßenbahnen und den Wegweisern und Verkehrsampeln, die an quer über die Straße gespannten Eisendrähten aufgehängt waren, von dem Opernhaus im Wiener Stil – einem gänzlich unerwarteten Einbruch Österreichs in die sowjetische Welt. Ich hatte das Empfinden, eine Hochburg der polnischen, wienerischen und jüdischen Kultur zu passieren, mich ganz nah der Orte zu befinden, wo Samuel Hamersztajn, mein ehemaliger »Schwiegevater«, dessen Biographie mich so sehr beschäftigte, seine Jugend verbracht hatte, doch wir hatten weder die Erlaubnis noch die Zeit, in Lwow anzuhalten, da wir in Ostrog erwartet wurden. Einige Monate später, im Dezember desselben Jahres, kehrte ich dann noch einmal allein zurück. Ich wollte meine Nachforschungen vorantreiben, mir Lwow, Grodek, Brody und Drohobycz ansehen und versuchen, zu begreifen, wie eine so reiche Kultur ausgelöscht werden konnte, einige ihrer Spuren zu fassen bekommen, festhalten, herauspräparieren. Spuren, die sich über die Katastrophe hinweg erhalten hatten, und die für mich durch den polnischen Begriff *kresy* – »Grenzregionen« – wachgerufen wurden.¹ Drei Jahre später, 1995, nachdem ich erfahren hatte, wo mein Großvater geboren war, und mehr über seine Herkunft herausgefunden hatte, reiste ich nach Czernowitz und Kossow, um die Orte, an denen er seine Kindheit verbracht hatte, mit eigenen Augen zu

¹ Vgl. meinen ersten Text zu diesem Thema: »Confins« [»Grenzregionen«], in: *Les Temps Modernes*, September 1993.

sehen und einen weiteren Versuch zu unternehmen, jene Geschichte und Landschaft zu begreifen, in die sich die Erinnerung an Paul Celan und die anderen Dichtern der Bukowina eingeschrieben hat.

Ostgalizien

Die Erde in Ostgalizien ist schwarz und saftig und sieht immer etwas schläfrig aus, wie eine riesige, fette Kuh, die dasteht und sich gutmütig melken lässt. So schenkt die ostgalizische Erde dankbar und vertausendfacht alles zurück, was man in sie hineintut, ohne dass man ihr mit Dünger und Chemikalien besonders schmeicheln muss.¹

Woher kommt die Verbundenheit mit dieser Region, die man bei so vielen Autoren spürt, die dort gelebt und sie geliebt haben, obwohl oder gerade weil ihre Landschaften von einer gewissen Traurigkeit durchweht scheinen? Vielleicht ist es das Wechselspiel zwischen ihrem landschaftlichen und kulturellen Reichtum und dem tragischen Charakter der Ereignisse, die ihre Geschichte durchziehen. Leopold von Sacher-Masoch, 1836 in Lemberg geboren und einer der ersten, der Galizien in der westeuropäischen Literatur eine Stimme verliehen hat, fühlte sich dieser Landschaft und dem »kleinrussischen« Volk, von dem umgeben er aufgewachsen war, zutiefst verbunden, aber auch – mit gewissen Einschränkungen – ihren jüdischen Bewohnern, mit deren Leben er ebenfalls wohlvertraut war.

Galizien, das sich von Polen und Schlesien bis zur Moldau und nach Bessarabien erstreckt, auf der einen Seite begrenzt von der großen sarmatischen Ebene, die sich bis zum Ural hinzieht, auf der anderen Seite von den Berg Rücken der Karpathen, ist hinsichtlich seiner klimatischen Bedingungen, seiner Bodenformation und seiner Bevölkerungsgruppen von großem Abwechslungsreichtum. Es bildet eine kleine Welt für sich: Um Krakau erinnert es an die skandinavischen Länder, an den Ufern des Pruth wirkt es wie ein Winkel von Italien, im Osten hat es den Charakter der Ukraine und im Westen den der Alpenländer.²

¹ Alexander Granach, *Da geht ein Mensch. Roman eines Lebens*, Augsburg: Ölbaum ²2003 (Stockholm 1945), S. 13. Alexander Granach, bedeutender Theater- und Filmschauspieler im Berlin der 1920er Jahre, wurde 1893 in Galizien geboren und starb 1945 in New York. Er ist der Vater des Musikers und Sängers Gad Granach (1915–2011), der in Claude Lanzmanns Film *Pourquoi Israël* eine Probe seines Talents gibt.

² Leopold von Sacher-Masoch, *Souvenirs. Autobiographische Prosa*, aus dem Französischen von Susanne Farin, München: edition belleville 1985, S. 32.

So beschreibt Sacher-Masoch das Land seiner Geburt zur Zeit des Königreichs Galizien und Lodomerien, einem der »Kronländer« der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Seine vielgestaltigen Landschaften machen aus Galizien eine Region von großem natürlichem und kulturellem Reichtum: hier gewellte, sonnenbeschiedene Ebenen, die nach Wolhynien und Podolien hin in monotone, karge Steppen übergehen, dort Berglandschaften, wo sich Fichtenwälder, Bergwiesen, steinige Gebirgsbäche, reißende Flüsse mit gefährlichen Stromschnellen, verschneite Gipfel, nahezu unbewohnte Täler und kleine Wintersportorte abwechseln. Ihnen stehen die großen städtischen Zentren mit ihrer multikulturellen Vergangenheit gegenüber, die schon früh durch ein dichtes Eisenbahnnetz verbunden waren. Galizien wird von einem schönen Fluss durchzogen, dem Dnjestr, der in den Bergen in der Nähe von Stary Sambor entspringt, sich allmählich anwachsend durch kleine Täler zwischen hohen Felswänden schlängelt, bis er, breiter geworden, bei Zaleszczyki von sonnenbeschiedenen und windgeschützten Stränden gesäumt wird und später, von neuen Zuflüssen gespeist, hinter Moghilev Podolski die Grenze zu Moldawien bildet.

Über die Beziehung der »Kleinrussen« zu dieser Landschaft schreibt Sacher-Masoch: »Wer die weiten Felder, das goldglänzende Ährenmeer, die Steppe, diesen Ozean aus Gras und Blumen, die Ebene, die sich in der Ferne im Himmel verliert, die felsigen Berge und jahrhundertealten Tannen der Karpathen, zu deren Füßen einst die Wellen des Meeres brandeten, wer dies alles nicht gesehen hat, der wird weder diese Liebe noch den russischen Charakter jemals verstehen können. Auf dieser unermeßlichen Ebene, wo sich Erde und Himmel zu berühren scheinen und um Größe und Erhabenheit miteinander wetteifern, hat der Mensch noch das Gefühl von Unendlichkeit und von Ewigkeit.«¹

Von den Völkern Galiziens, zwischen denen Sacher-Masoch aufgewachsen ist, treten für ihn immer wieder zwei hervor: die Ukrainer oder »Kleinrussen«, denen er sich aus Liebe zu seiner Amme verbunden fühlte (in seiner Novelle »Don Juan von Kolomea« gehört der Erzähler dieser Volksgruppe an), und die Juden, die er mit großer Sympathie beobachtete und schilderte: »Von den Bewohnern Galiziens und den dort lebenden verschiedenen Rassen sind es vielleicht die Juden, die das größte Interesse beanspruchen. Nirgends gibt es sie in größerer Zahl und in dieser Ursprünglichkeit als gerade in Polen und Galizien.«² Seine Begeisterung für die Schönheit der Landschaften Galiziens

1 Ebd., S. 32f.

2 Ebd., S. 34. Vgl. auch Sacher-Masoch, *Das Vermächtnis Kains* 2 Bd., Bern: Georg Froben 1877.

wird von seinem Zeitgenossen Karl Emil Franzos jedoch nur mit Einschränkungen geteilt: Franzos stammte aus Czortkow, einem *Schtetl*, das bereits zu Podolien gehörte, dessen Landschaft ihm von einer unendlichen Traurigkeit schien – vielleicht, weil er sie mit dem weiter im Süden gelegenen »gelobten Land« der Bukowina vergleichen konnte, das zwar geographisch noch randständiger, kulturell jedoch Wien und der Zivilisation näher war: »Karg ist dieser Landschaft jeglicher Schmuck zugemessen, der anderwärts das Menschenherz erfreut, unendlich ist rings die Ebene ausgegossen, selten erhebt sich in sachter Steigung eine Erdwelle aus der Fläche und verrinnt dann wieder in ihr; trüb und träg rollen zwischen schlammigen Ufern die Flüsse und Bäche ihre Wasser von den fernen Bergen her in das tiefere, noch traurigere Steppenland hinein.«¹

In der österreichisch-ungarischen Monarchie hatte Galizien einen schlechten Ruf, der sich in der Zwischenkriegszeit noch verfestigte: Nachdem die abgelegene Provinz – wieder – polnisch geworden war, bemühte man sich, den Anschein zu erwecken, als ob man ihr keine Träne nachweine. »Das Land hat in Westeuropa einen üblen Ruf. Der wohlfeile und faule Witz des zivilisierten Hochmuts bringt es in eine abgeschmackte Verbindung mit Ungeziefer, Unrat, Unredlichkeit.«² Als man den aus der Gegend von Ternopol stammenden Soma Morgenstern fragte, woher dieser üble Ruf stamme, antwortete er mit einer Anekdote aus der Zeit der Kaiserin Maria Theresia und der ersten polnischen Teilung: Überzeugt davon, dass sie bei dieser Teilung von ihrem Rivalen, dem protestantischen Preußenkönig Friedrich II., übervorteilt worden war, schickte sie ihren Beichtvater nach Galizien, damit dieser ihr über die dortige Situation Bericht erstatte. »Der Vertrauensmann kam zurück und brachte der Kaiserin die Information: ›Galizien ist ein Land voll von Juden und von Läusen.‹ Die Kaiserin musste bitterlich weinen, aber sie verschmähte den ihr zugedachten Teil nicht.«³ Die Anekdote mag zu der Zeit, als sie erzählt wurde, im Salon des Freiherrn von Schenk, der ebenfalls in Ternopol geboren und ein Kenner der Region war, für Heiterkeit gesorgt haben, erhält aber einen bitteren Beigeschmack, wenn man sich vergegenwärtigt, dass nur wenige Jahre nachdem Soma Morgenstern sie aufgriff, die

Siehe dazu Marc Sagnol, »Leopold von Sacher-Masochs Blick auf das Judentum in Galizien«, in: *Jahrbuch für Internationale Germanistik*, Bd. 12, Bern: Peter Lang 2007, S. 295–302.

1 Karl Emil Franzos, *Judith Trachtenberg*, Breslau: Concordia 1891, S. 78.

2 Joseph Roth, »Reise durch Galizien« (1924), in: *Werke* 2, Köln: Kiepenheuer & Witsch 1990, S. 281.

3 Soma Morgenstern, *Joseph Roths Flucht und Ende*, Springe: zu Klampen, 2006, S. 50 und S. 73f.

Nazis, um die jüdische Bevölkerung Galiziens auszulöschen, ein Gas benutzen, das ursprünglich zur Entlausung von Kleidung entwickelt worden war.¹

Ein halbes Jahrhundert nach Sacher-Masoch verfasste Joseph Roth, in dessen Werk Galizien ebenfalls eine zentrale Rolle spielt, den Schwanengesang der Region – zu einer Zeit, als sie bereits aufgehört hatte, eine österreichische Provinz zu sein, in der Ausgleich und Einvernehmen zwischen den Bevölkerungsgruppen herrschten. Als er Galizien 1924 bereiste, war er von der Tristesse der Landschaft überwältigt: »Mein Blick schweift immer wieder von den aufschlussreichen Physiognomien der Mitreisenden in die melancholische, ebene Welt ohne Grenzen, in diese sanfte Trauer der Erde, in welche die Schlachtfelder hineingewachsen sind, Ergänzungen *a posteriori*.«² Er beschrieb das Land als abgelegene, exotische, zurückgebliebene, aber kulturell reiche Provinz: »Galizien liegt in weltverlorener Einsamkeit und ist dennoch nicht isoliert; es ist verbannt, aber nicht abgeschnitten; es hat mehr Kultur, als seine mangelhafte Kanalisation vermuten lässt; viel Unordnung und noch mehr Seltsamkeit.«³

Soma Morgenstern, dessen Bücher zum größten Teil in Galizien, in der Gegend von Ternopol spielen, war überwältigt von der Schönheit und Trostlosigkeit der Landschaft: »Alfred erhob die Augen und sah das ausgebreitete Land. Flach und weit. In Wellen gelagert und weit. Sanft ansteigend und weit. Sanft abströmend und weit. [...] Weite und Stille, Stille und Weite. Inhaltlos, grenzenlos.«⁴

Grodek

*Am Abend tönen die herbstlichen Wälder
Von tödlichen Waffen...⁵*

Hat man in Przemyśl die polnisch-ukrainische Grenze überquert, ist der erste bedeutendere Ort, auf den man im östlichen Galizien an der Straße nach Lemberg trifft, Grodek, das frühere Gródek Jagiellonski. Die Bürgerschaft der kleinen Stadt, die malerisch am Ufer eines sich zu einem See verbreiternden

- 1 Siehe das Notizheft von Benjamin Murelstein, dem ehemaligen »Judenältesten« von Theresienstadt, in dem dieser erklärt, wie er Giftgas zur Entlausung von Kleidern verwenden lässt. Im Besitz von Claude Lanzmann. Siehe auch dessen Film *Der letzte der Ungerechten*.
- 2 Roth, *Reise durch Galizien*, S. 282f.
- 3 Ebd., S. 285.
- 4 Soma Morgenstern, *Idyll im Exil*. Zweiter Roman der Trilogie *Funken im Abgrund*, hg. v. Ingolf Schulte, Lüneburg: zu Klampen, 1996, S. 21.
- 5 Georg Trakl, »Grodek«, in: *Das dichterische Werk*, München: DTV 1972.



Radziechow, Ostgalizien, Markt, © M.S. 1999



Grodek, Galizien, ehemalige Feldambulanz, © M.S. 2011

Flusses liegt, setzte sich lange Zeit aus drei fast gleichstarken Bevölkerungsgruppen zusammen: Vor dem ersten Weltkrieg lebten hier 5000 Polen, 4500 Ukrainer und 4400 Juden. In Grodek starb 1434 der polnische König Władysław II. Jagiełło, der zu einem Kreuzzug gegen die Türken aufgebrochen war, und bis 1939 schmückte seine Statue die Mitte des zentralen Stadtplatzes. Heute erinnert nur noch ein diskret neben der katholischen Kirche platziertes Denkmal an den kurzen Aufenthalt des Königs. Die Kirche aus dem 15. Jahrhundert, mit ihrer festungsartigen Architektur und ihrer Fassade im hanseatischen Stil, beherrscht noch immer den Platz. Das Innere wurde mit Geld aus dem nahen Polen restauriert, und der Priester liest die Messe auf Polnisch. Am Eingang kann man sich auf den ausliegenden Faltblättern für eine Pilgerfahrt nach Czenstochau anmelden oder die Frequenzen von Radio Maryja erfahren, des fundamentalistisch-katholischen und gelegentlich offen antisemitischen polnischen Radiosenders. Auf der anderen Seite des Platzes erhebt sich die blau gestrichene unierte Kirche, deren Gläubige weit zahlreicher sind und deren Gottesdienst mit Lautsprechern auf den Platz übertragen wird, was ein wenig an einen orientalischen Muezzinruf erinnert. Von der Synagoge, die sich gemäß einer alten Postkarte am Ufer des Sees befand, findet sich hingegen keine Spur.

Die Suche nach ihren Überresten führt zunächst zu einem Ziegelbau, der lange als »Elektrizitätswerk« gedient hat und noch immer seine alte polnische Bezeichnung »Elektrownia miejska« (»städtisches Elektrizitätswerk«) trägt, und dann, nicht weit entfernt, zu einer kleinen Zahnklinik – erkennbar an dem Schriftzug »Stomatologia« –, einem äußerst bescheidenen, eigentümlichen Gebäude, an dessen Fassade gut sichtbar eine Tafel mit einem Bildnis Georg Trakls, einigen Versen in deutscher Sprache: »*herbstliche Wälder*«, »*tödliche Waffen*«, »*ungeborene Enkel*«, und ihrer ukrainischen Übersetzung angebracht ist.

In dieser ehemaligen Feldambulanz verfasste Georg Trakl, der während des Ersten Weltkriegs als Sanitäter in der österreichischen Armee diente, sein letztes Gedicht, »Grodek«, ein lyrisches Testament, in dem die herbstlichen Wälder, blauen Seen und goldenen Ebenen, aber auch die tödlichen Waffen, die sterbenden Soldaten und schließlich der Schatten der über alles geliebten Schwester beschworen werden.

Im September 1914 fand bei Grodek eine der ersten Schlachten an der galizischen Front statt. Sie endete mit einer Niederlage der österreichischen Armee gegen die Russen, die zuvor bereits Lemberg eingenommen und eine Frontlinie zwischen Rawa Ruska und dem Dnjestr errichtet hatten. Grodek, das sich auf der strategischen Achse Przemyśl-Lemberg befand, musste gehal-

ten werden, besaß jedoch keinerlei Befestigungsanlagen oder Verteidigungsstellungen, um einem zahlenmäßig weit überlegenen Feind zu widerstehen, der davon träumte, slawischen Boden von Österreich zurückzuerobern. Die Kämpfe fanden in offener Feldschlacht statt, auf sumpfigem Boden, in einer Landschaft, die kaum natürliche Deckung bot. Von den Russen attackiert, wateten die österreichischen Soldaten durch das Moor, nachdem sie zuvor bereits von der russischen Artillerie unter Feuer genommen worden waren und zahlreiche Verwundete zu beklagen hatten. Georg Trakl versorgte seine Kameraden in der Lazarettstation, scheute sich jedoch nicht, selbst an die Front zu gehen, um Verwundete zu bergen. In den Sümpfen am Ufer des Grodeker Sees erlebte er die Brutalität der Kämpfe, die tödliche Kraft der modernen Waffen, die grauenhaften Verletzungen, die sie hervorriefen, und den immer rascheren Rückzug seiner vor den Russen zurückweichenden Kameraden. Diese Bilder kristallisieren sich in seinem Gedicht über Grodek, das Zeugnis von einem beinahe gewöhnlichen Kriegstag ablegt und damit in drastischem Gegensatz zu jener von Begeisterung durchtränkten Kriegslyrik steht, die jemand wie Apollinaire kurze Zeit später verfasste.

Trakls psychisches Gleichgewicht war durch seinen Drogenkonsum (als Apotheker hatte er leichten Zugang zu Betäubungs- und Rauschmitteln) und durch die Beziehung zu seiner angebeteten jüngeren Schwester bereits beeinträchtigt: Die Geschwister hatten sich in eine inzestuöse Beziehung verstrickt, die höchstwahrscheinlich zu einer Schwangerschaft und nachfolgenden Abtreibung der Schwester geführt hatte, von der Trakl in seinem Werk mehrfach in kaum verschleierten Worten spricht:

und leise rann aus silberner Wunde der Schwester das Blut und fiel ein feuriger Regen auf mich. [...]
 Seufzend erhob sich eines Knaben Schatten in mir und sah mich strahlend aus kristallinen Augen an [...]
 und es hob sich der blaue Schatten des Knaben strahlend im Dunkel, sanfter Gesang; hob sich auf mondenen Flügeln über die grünenden Wipfel, kristallene Klippen das weiße Antlitz der Schwester. [...]
 Es warf die Erde einen kindlichen Leichnam aus, ein mondenes Gebilde, das langsam aus meinem Schatten trat [...].¹

1 Georg Trakl, »Offenbarung und Untergang«, in: *Das dichterische Werk*, S. 95–97. Zu der vielschichtigen Beziehung zwischen Trakl und seiner Schwester vgl. Claude Louis-Combet, *Blesse, ronce noire*, Paris: José Corti 2004.

»Grodek« bildet eine Art Kulminationspunkt von Trakls Werk, in dem alle früheren Inspirationsstränge zusammenlaufen. Fast nichts ist neu, alles findet sich bereits in anderen Gedichten Trakls, die damit zu Vorankündigungen dieses letzten Gedichts werden. Die Eingangsworte, »Am Abend ...«, leiten auch zahlreiche andere Gedichte Trakls ein, die, wie »Grodek«, in jene bei diesem Dichter allgegenwärtige Atmosphäre herbstlicher Dämmerung getaucht sind. Ebenso allgegenwärtig in Trakls Werk sind Bilder von Verfall und Verwesung (»Alle Straßen münden in schwarze Verwesung«), die sich oft mit dem Bild der Schwester verbinden: »Erscheint die Schwester in Herbst und schwarzer Verwesung«.¹ Die »Flöten des Herbstes«, die in »Grodek« widerklingen, sind auch in einem anderen Gedicht aus dieser Zeit zu vernehmen, »Geistliche Dämmerung«:

Und die sanften Flöten des Herbstes
Schweigen im Rohr,

ein Vers, dem etwas später eine Anspielung auf die Schwester folgt:

Immer tönt der Schwester mondene Stimme
Durch die geistliche Nacht.²

Mondene Stimme der Schwester: Der Mond glänzt frostig über »Grodek« und wirft seine nächtlich-kalten Strahlen auf zahlreiche Gedichte, die dieses letzte ankündigen. Der Mond steht bei Trakl stets mit der Schwester und dem Weiblichen im Allgemeinen in Verbindung, und auch wenn er im Deutschen männlichen Geschlechts ist, integriert der Dichter ihn in feminine Wortverbindungen wie »Mondstimme«, oder »mondene Kühle«.

Der »zürnende Gott« von »Grodek« erscheint auch in einem anderen Kriegsgedicht, »Das Gewitter«, das 1914 in der Zeitschrift *Brenner* veröffentlicht wurde:

Magnetische Kühle
Umschwebt dies stolze Haupt,
Glühende Schwermut
Eines zürnenden Gottes.³

Auch die »ungeborenen Enkel« begegnen uns nicht nur in »Grodek«. Der Verweis auf die »Ungeborenen« durchzieht die ganze letzte Werkphase Trakls⁴

1 G. Trakl, »Offenbarung und Untergang, Siebengesang des Todes«, in: *Das dichterische Werk*, S. 63.

2 G. Trakl, »Geistliche Dämmerung, Siebengesang des Todes«, ebd., S. 66.

3 G. Trakl, »Das Gewitter«, ebd., S. 89.

4 So z. B. in »Das Gewitter«, ebd.